

GEREON WOLTER

DIE  
CHRONIKEN  
VON  
ÆSKENDUN

WILFRED

HISTORISCHER ROMAN



GEREON WOLTER  
WILFRED

HISTORISCHER  
ROMAN



DIE CHRONIKEN VON AESKENDUN 3

## **Impressum/Copyright**

© 2021 Gereon Wolter

c/o SKRIPTART Autorenservice

Schatzreichstr. 12

45134 Essen

GERMANY

gereonwolter@gmx.de

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Published via BookChimp

[www.bookchimp.de](http://www.bookchimp.de)

ISBN 978-3-96948-074-8



# INHALT

WILFRED

IMPRESSUM

KARTE

KAPITEL I

KAPITEL II

KAPITEL III

KAPITEL IV

KAPITEL V

KAPITEL VI

KAPITEL VII

KAPITEL VIII

KAPITEL IX

KAPITEL X

KAPITEL XI

KAPITEL XII

KAPITEL XIII

KAPITEL XIV

KAPITEL XV

KAPITEL XVI

KAPITEL XVII

KAPITEL XVIII

KAPITEL XIX

KAPITEL XX

KAPITEL XXI

KAPITEL XXII

KAPITEL XXIII

KAPITEL XXIV

**KAPITEL XXV**

**KAPITEL XXVI**

**KAPITEL XXVII**

**KAPITEL XXVIII**

**Liebe\*r Leser\*in**

**Der Autor**

**Bücher von Gereon Wolter**







# KAPITEL I

**E**s war am Abend des Donnerstags, des fünften Oktobers, im Jahr der Gnade 1066.

Die untergehende Sonne versank langsam in einer dichten Wolkenbank, aber noch beglückte sie die Wälder und Hügel um die alte Halle von Aeskendun mit ihrem scheidenden Licht.

Der Wächter auf dem Turm blickte auf eine schöne Szene, die sich vor ihm ausbreitete; zu seinen Füßen rollte der Fluss, breit und tief, überspannt von einer groben hölzernen Brücke; hinter ihm erhoben sich die Hügel, gekrönt von Wäldern; zu seiner Rechten lagen die bescheidenen Behausungen der Pächter, die Bauernhäuser der Burschen, die noch bescheideneren Behausungen der Sklaven oder Ackerbauern; die Scheunen und Ställe waren gefüllt mit den Erzeugnissen einer guten Ernte; die Wiesen voll von Schafen und Ochsen - eine Szene von reicher pastoraler Schönheit.

Zu seiner Linken führte eine Straße nach Nordosten, die zunächst dem aufwärts führenden Flusslauf folgte, bis sie den Bach verließ und in den dichten Wald eindrang.

Gerade als sich der Tageshimmel in die erwähnte dichte Wolkenbank senkte, bemerkte der Wächter den Glanz von Speer und Lanze, vergoldet von den abziehenden Strahlen, wo die Straße den Wald verließ. Sofort blies er in das riesige, gebogene Horn, das er am Gürtel trug, und auf das Blasen hin strömten die Bewohner der Burg und des Dorfes

hinaus; laute Freudenrufe zerrissen die Luft - die tiefen Ausrufe der Alten, die frohen Rufe der Kinder - und alle eilten die Straße entlang, um die kommenden Krieger zu begrüßen.

Denn sie wussten sehr wohl, dass ein glorreicher Sieg die Arme des alten Englands erfreut hatte; dass die stolzen Dänen und Norweger bei Stamford Bridge eine vernichtende Niederlage erlitten hatten und dazu getrieben worden waren, in ihren Schiffen Zuflucht zu suchen, und dass diese Krieger, die sich nun näherten, ihre eigenen Söhne, Ehemänner oder Väter waren, die mit Edmund, dem Than von Aeskendun, ausgezogen waren, um unter dem königlichen Banner von Harold, dem Heldenkönig, zu kämpfen.

Wer soll das Treffen, die freudigen Umarmungen, die halb träumerische Freude beschreiben, mit der diese heimatverbundenen Soldaten empfangen wurden? Sie waren keine Mietlinge, die für bloßen Ruhm oder Goldgier kämpften, sondern Ehemänner, Familienväter, Männer, die Pflugschar und Sichel verlassen hatten, um für Herd und Altar zu kämpfen.

»Wieder zu Hause« - zu Hause, gerettet vor Feuer und Schwert des Nordmannes, von dem die Tradition so viele schreckliche Geschichten erzählte - Geschichten, die in Aeskendun wohlbekannt waren, wo ein junger Sohn des damaligen Thane vor fünfzig Jahren den Märtyrertod gestorben war, von Pfeilen durchbohrt, langsam zu Tode geschossen, weil er sich nicht retten wollte, indem er seinen Herrn verleugnete.

In jener düsteren Zeit war die ganze Gegend mit Feuer und Schwert verwüstet worden, und es waren alte Männer unter der Menge, die sich gut an die Zerstörung der früheren Halle und des Dorfes durch die grausamen Dänen erinnerten. Und nun hatte Gott ihre Litaneien erhört: »Von der Wut der Nordmänner, guter Herr, erlöse uns«, und hatte die Geißel durch die stämmigen Streitäxte und tapferen Schwerter dieser kriegerischen Bauern und ihrer edlen Führer, wie Edmund, Sohn des Alfgar, abgewendet.

Inmitten all dieser Freude stand Lady Winifred von Aeskendun auf den Stufen der großen Halle, um ihren Herrn zu empfangen, schön wie eine Lilie, eine wahre Engländerin, eine liebende Ehefrau und zärtliche Mutter.

Und neben ihr, einer auf jeder Seite, standen ihre beiden Kinder, Wilfred und Edith. Er war ein englischer Junge vom primitiven Typus, mit seinem braunen Haar, seinen sonnenverbrannten und doch schönen Zügen, die Frucht von Landluft und Waldübung; sie, die Tochter, ein schüchternes, zurückhaltendes Mädchen, ihr bester Typus die Lilie, das Abbild ihrer Mutter.

Und nun stieg der edle Reiter, der Thane und Vater, von seinem Kriegssross ab und warf sich in die Arme der treuen Partnerin seiner Freuden und Sorgen, die seine Umarmung erwartete; es gab einen Moment fast ehrfürchtiger Stille, als er sie an seine männliche Brust drückte, und dann erhob sich ein Schrei, der die Welt erklingen ließ:

»Langes Leben für Edmund und Winifred von Aeskendun!«

Die Lagerfeuer loderten und erhellten die Nacht; die Glocken (es gab drei im Kloster von S. Wilfred in der Nähe) läuteten mit etwas dissonantem Geschrei; Musik, die jetzt sehr rau erscheinen würde, begrüßte die Ohren; aber nicht weniger herzlich war die Freude.

»Der Komet - was sagen Sie jetzt über den Kometen?«, sagte einer.

»Das verheißt nichts Gutes für die Nordmänner«, war die Antwort seines Nachbarn.

Sie bezogen sich auf jenen unheilvollen Besucher, den Kometen von 1066, der mit seinem grellen und grässlichen Licht die Nacht zum Tag gemacht hatte, so dass selbst die Wellen des Meeres in seinen Strahlen zu schmelzen schienen, während die Tiere des Feldes heulten, als witterten sie das kommende Fleischmahl in der Ferne. Diejenigen, die auf dieses schreckliche Vorzeichen blickten, das den südlichen Himmel in Brand zu setzen schien, konnten nur entsetzt stehen.

Das Festmahl wurde in der großen Halle ausgebreitet, und die zurückgekehrten Krieger aßen mit ihrem Herrn, bevor sie sich zurückzogen, um ihre eigenen Familien zu beglücken. Es wurde wenig gesprochen, bis das Verlangen nach Essen und Trinken gestillt war. Aber die Minnesänger sangen manches Lied vom Ruhm des englischen Volkes, besonders von den Thanen von Aeskendun und dem besten und edelsten Krieger unter ihnen - Alfgar, dem Gefährten des Ironside, dem Vater des jetzigen Grafen, der im letzten Jahr des Konfessors unter den Tränen seines Volkes voller Jahre und Ehre zu Grabe getragen worden war.

Aber als die Bretter entfernt waren, dem Gott, der alles gegeben hatte, gedankt wurde, das riesige Feuer wieder aufgefüllt wurde, der Wein und der Met herumgereicht wurden, da erhob sich Edmund, der Than, inmitten der erwartungsvollen Stille seiner Gefolgsleute.

»Auf die Gesundheit von Harold, unserem edlen König, der von den Wählern aller wahren Engländer gewählt wurde! Einen edleren Titel kann kein König auf Erden beanspruchen.«

Es wurde mit Akklamation getrunken.

»Das Gedenken an unsere Brüder, die mit uns von Aeskendun auszogen und ihre Gebeine an der Stamford Bridge gelassen haben. Weint nicht um sie, sie sind in keinem ungerechten Krieg gefallen, sondern für Herz und Altar, für ihr Land und ihren Gott; und dies schwöre ich, dass, solange ich in Aeskendun regiere, ihren Seelen niemals eine Messe am Altar von St. Wilfred fehlen soll, noch ihren Witwen und Waisen Nahrung und Schutz.«

Dieser Trinkspruch wurde in feierlichem Schweigen getrunken, und Edmund fuhr fort:

»Unsere Mühen sind noch nicht vorbei; wir haben noch eine Schlacht zu schlagen, und die kann dazu dienen, uns für den Rest unseres Lebens von der Notwendigkeit des Kämpfens zu befreien. Wilhelm der Normanne ist mit sechzigtausend Mann in Sussex gelandet, wie viele von euch bereits wissen, während wir in Northumbria waren, oder ich glaube, er wäre gar nicht gelandet. Übermorgen ziehen wir wieder unseren Harnisch an, um diesem neuen Feind zu begegnen, aber es wird ein Kinderspiel sein,



verglichen mit dem, was vergangen ist. Sollen wir, die wir den furchtbaren Harold Hardrada, den Sieger von hundert Kämpfen, besiegt haben, diese mickrigen Franzosen fürchten? Sie sind in einer großen Flotte gekommen; ein Fischerboot wird zu geräumig sein, um sie zurückzubringen; ihre Knochen werden die Felder von Sussex für Generationen bleichen und bereichern.«

»Übermorgen!«, sagte eine sanfte, flehende Stimme, »fangen Sie übermorgen wieder an, oh, mein Herr!«

»Es muß so sein, meine Liebe; aber warum zweifeln, daß der Gott, der uns schon so viel Siegeswillen gegeben hat, uns noch beschützen und uns einander erhalten wird?«

Der ganze Charme des Banketts war der hingebungsvollen Frau vergangen, aber der junge Wilfred drängte sich an die Seite seines Vaters.

»Diesmal wirst du mich nehmen, Vater.«

»Aber, mein Junge, du bist doch kaum fünfzehn, noch nicht alt und stark genug, um mit Männern fertig zu werden.«

»Aber diese Normannen sind kaum Männer.«

»Ich fürchte mich zu sehr für dein zartes Alter.«

»Oh, Vater, lass mich gehen.«

»Nein, deine Mutter braucht deine Fürsorge.«

»Aber ich muss eines Tages beginnen, und welcher Tag wäre besser als dieser? Ich kann an deiner Seite kämpfen.«

»Es besteht wirklich wenig Gefahr, meine Frau«, antwortete er auf die flehenden Blicke der Mutter; »ich würde ihn nicht zu den Dänen mitnehmen, aber bei diesen zierlichen Franzosen besteht weniger Gefahr. Der Enkel Alfgars sollte ermutigt, nicht zurückgehalten werden, wenn er den Mann spielen will, so wie wir die ersten schwachen Versuche des jungen Falken, seine Beute zu schlagen, nicht unterdrücken, sondern anregen.«

Lady Winifred sagte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr, denn die Pflichten eines Gastgebers verlangten die Aufmerksamkeit ihres Herrn. Der Mond stand hoch am Himmel, bevor das letzte Lied gesungen, die letzte Geschichte erzählt und die Gäste mit diesen Abschiedsworten entlassen wurden:

»Und nun, meine fröhlichen Männer alle, fordert eure eigene Heimat eure Anwesenheit. Einen Tag dürft ihr sicher ausruhen; übermorgen marschieren wir wieder; denn am 10. wird Harold seine Truppen vervollständigen, und wir dürfen nicht zurückbleiben. Gute Nacht! Heilige und Engel bewachen Eure wohlverdiente Ruhe.«

Die kurze Zeit der Ruhe verging schnell, und die letzte Nacht kam - die letzte vor der Abreise auf das verhängnisvolle Feld von Senlac. Oh, wie wenig träumten die Engländer, die mit solcher Zuversicht ihre Heimat verließen, von dem fatalen Zusammenbruch ihres Ruhmes und ihrer Ehre, der sie erwartete! Sie begingen den fatalen Fehler, ihren Feind zu unterschätzen. Wäre es anders gewesen, hätte sich ein Heer versammelt, das den fremden Eindringling niedergeschlagen hätte; wohingegen es nur

wenige Thanen in den Midlands und kaum welche in den nördlichen Grafschaften gab, die es für wert hielten, Harold nach Sussex zu folgen.

So gab es viele, die riefen: »Wir haben die nördlichen Küsten verteidigt und die Dänen geschlagen; lasst die Männer von Sussex mit diesen mickrigen Franzosen an die Reihe kommen; wir werden uns schnell genug abwenden, wenn sie besiegt werden.«

Ach! es war zu spät, um »auszuschalten«, als der einzige Engländer, dessen Genie dem von William gleichkam, tot auf dem tödlichen Feld lag, und es gab keinen König in Israel.

Inmitten der allgemeinen Zuversicht, die der Sieg an der Stamford Bridge geweckt hatte, gab es einige, auf die der schreckliche Schatten der Zukunft gefallen war und die die Krise erkannten; an erster Stelle unter diesen war der patriotische König selbst. Er kannte den Feind und war vielleicht der einzige Mann im Lande, der ihn kannte; er wusste, dass die Zivilisation den Genius der Nachkommen Rollos nur geschärft hatte, ohne auch nur ein Jota ihres Könnens zu mindern; dass sie jetzt noch schrecklicher waren als zwei Jahrhunderte zuvor, als sie die Normandie verwüsteten.

Doch er schreckte nicht vor dem Kampf zurück.

Und inmitten all der Zuversicht ihrer Angehörigen schien ein solcher Schatten auf Lady Winifred gefallen zu sein. Eine unerklärliche Vorahnung des Bösen lastete auf ihrem Gemüt. Sie konnte sich keinen Augenblick von ihrem Mann trennen, solange er noch für sie da war; immer wieder

wurde sie von zärtlichen Worten der Zuneigung überrascht, die dem allgemeinen Tenor ihres täglichen Lebens fremd waren, das von der Zurückhaltung eines emotionslosen Alters geprägt war.

Sie bat inständig darum, dass Wilfred zu Hause bleiben dürfe, setzte sich aber nur so weit durch, dass sie das Versprechen erhielt, er solle nicht in die Schlacht ziehen, und damit musste sie sich zufrieden geben, zur großen Freude des Jungen.

Diese letzte Nacht - wie kurz sie schien! Wie häufig die Wiederholung der gleichen liebevollen Worte! Wie inbrünstig die Sehnsucht nach dem Tag ihres glücklichen Wiedersehens, die Gefahr überwunden! - Wie abschreckend der unausgesprochene, unausgesprochene Zweifel, ob es jemals stattfinden würde! Doch schien es töricht zu zweifeln, nach Stamford Bridge.

Das Abendessen, in jenen Zeiten üblicherweise die gesellschaftliche Mahlzeit des Tages, war vergleichsweise still. Schon die Töne der Harfe schienen in einer Molltonart moduliert zu sein, die in starkem Kontrast zu den jubelnden Tönen der vorangegangenen Nacht stand; und zu früher Stunde zogen sich der Mann und die Frau in ihre Kemenate zurück, um lange in der engen Schießscharte des Fensters zu sitzen und auf die vertraute mondbeschienene Szene zu blicken, ihr Kopf auf seiner Brust, bevor sie sich zur Ruhe begaben.

»Liebes Herz, du scheinst heute Abend trübe zu sein, und doch warst du es nicht, als wir uns zum letzten Kampf

trennten. Du hast damals dein Bestes getan, um deinen Herrn aufzumuntern.«

»Ich weiß nicht, warum es so ist, aber eine kalte Vorahnung scheint meinen Geist jetzt zu quälen, mein Edmund; es muss bloße Schwäche sein, aber ich fühle mich, als ob ich nie wieder an deiner lieben Seite sitzen würde.«

»Wir sind in Gottes Hand, meine Liebe, und müssen ihm alles anvertrauen. Ich gehe aus, wenn die Pflicht ruft, und du könntest mir nicht befehlen, zu Hause zu bleiben, damit man mich 'niddering' nennen kann.«

»Nein, nein, mein Herr, verzeiht die Schwäche Eurer Frau; aber warum nehmt Ihr Wilfred mit?«

»Er wird nicht in Gefahr sein; er soll bei dem alten Guthlac bei dem Zeug bleiben. Es werden viele wie er anwesend sein, und was auch immer mir oder anderen passieren mag, es kann keine Gefahr für sie sein, denn der Sieg muss unserem Harold folgen. Hättest du ihn an der Brücke gesehen, so könntest du nicht zweifeln; er ist der Gusseiserne, der wieder lebt, und so groß als Feldherr wie als Krieger.

»Und nun, Liebste, ein schwaches Herz ist Treulosigkeit gegenüber Gott; lasst uns uns im Gebet an ihn binden und gemeinsam in Frieden schlafen.«

Der östliche Himmel glühte in der kommenden Morgendämmerung, als sie aufstanden. Bald herrschte reges Treiben in den Gemächern, das Wiehern der Pferde, das Klappern der Waffen; dann kam das eilige Mahl, der lange verweilende Abschied; und der Ehemann und Vater



ritt mit seinen treuen Gefolgsleuten davon; sein Junge, voller Temperament, an seiner Seite, winkte Mutter und Schwester mit seiner Federhaube zu, während sie die sich zurückziehende Schar beobachteten, bis sie in der Ferne verloren war.

Sie zogen sich zurück, die Lady Winifred und ihre Tochter Edith, auf die Spitze des einsamen Turms, der sich über dem Eingangstor der Halle erhob; dort sahen sie mit tränengefüllten Augen der abziehenden Schar nach, wie sie in den Wald eintrat, der damals mit allen Farben des Herbstes, den goldenen Tönen der Esche und Ulme, dem Rotbraun der Buche, ein Bild bot, das selbst die zarten Töne des Frühlings an Schönheit übertraf.

Aber all diese Lieblichkeit war die Schönheit des Verfalls, das Vorspiel zum Fall des Laubes; die Wälder waren nur in ihrem reichsten Gewand für den kommenden Tod des Winters gekleidet.

In diese Wälder, prophetisch in ihren Farben des Verfalls, glitt der glänzende Zug von Edmund, dem letzten englischen Herrscher von Aeskendun.

Lebt wohl, ihr edlen Herzen! Glücklicher seid ihr, die ihr hinausgeht, um für euer Land zu sterben, als die, die leben werden, um seine Gefangenschaft zu erleben.

## KAPITEL II

**E**s war der Abend des Samstags, des 14. Oktobers, im Jahr der Gnade 1066.

Alles war vorbei; die Standarte - die königliche Standarte Harolds - war in Blut untergegangen, und Englands Sonne war für Generationen auf dem fatalen Feld von Senlac oder Hastings untergegangen.

Der Orbis des Tages war düster untergegangen; wäre er nur eine Stunde früher untergegangen, wäre vielleicht noch alles gut gewesen; er verweilte nur, um den Feind im Besitz des Hügels zu sehen, wo die letzten tapferen Engländer mit Harold starben, nicht einer, der um die Fahne kämpfte, die ihren König überlebte.

Der Wind war aufgekommen und heulte in unruhigen Böen über die versengte Ebene der Toten; dunkle Nacht sammelte sich über den düsteren Hängen, besiegt von solch verschwenderischer Vergeudung menschlichen Lebens - dunkel, aber nicht still; denn in jeder Richtung erhob sich das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden.

Auf dem verhängnisvollen Hügel, wo die Ernte des Todes am dichtesten war, hatte der Eroberer seinen herzoglichen Pavillon errichten lassen, genau dort, wo Harolds Standarte gestanden hatte und wo jetzt der zerstörte Altar der Battle Abbey steht. Sie hatten die Leichen weggeräumt, um Platz für das Zelt zu schaffen, aber der Boden war durchtränkt mit dem Blut von Engländern und Normannen.

Unter den prächtigen Behängen ertönte ausgelassene Fröhlichkeit, die die klagenden Schreie der Leidenden ringsum verspottete.

»Oh Erde, Erde, das sind deine Herrscher!«, rief eine feierliche Stimme. »Um den Ehrgeiz eines Mannes zu befriedigen, verunstaltet diese Szene deine Oberfläche und verhöhnt das Bild Gottes im Menschen.«

So sprach ein guter Mönch, ein Normanne, der Geoffrey, dem Bischof von Coutances, als Kaplan nach England gefolgt war, ausgewählt, weil er die englische Sprache beherrschte - jener kriegerische Prälat, der zusammen mit Odo von Bayeux die Banner des Eroberers segnete und den »frommen« Invasoren in heiligen Dingen diente.

Er wanderte, dieser gute Bruder, von einem sterbenden Sünder zum anderen, erteilte dem Reumütigen die Absolution und versorgte die ausgetrockneten Lippen vieler Leidender. Sein eigenes langes braunes Gewand war an den Extremitäten steif von Blut, aber er beachtete es nicht.

Und als er schließlich zu einem Haufen von Erschlagenen kam, genau dort, wo die Normannen sich zuerst einen Weg durch die englischen Schanzen gebahnt hatten, nachdem der Scheinrückzug so viele ihrer Verteidiger abgezogen hatte, wurde er durch den Klang krampfhaften Weinens angelockt.

Dort, neben dem Leichnam eines englischen Kriegers kniend, sah er einen Jungen von etwa vierzehn Jahren, der schluchzte, als ob sein junges Herz brechen würde, während er sich mit manch klagendem Schrei an den Erschlagenen wandte.

»Vater, wach auf, sprich nur noch einmal zu mir, du kannst nicht tot sein. Oh mein Vater, sprich nur noch ein einziges Mal zu deinem Sohn.«

»Ach, mein armer Junge, er wird nicht mehr sprechen, bis die Erde ihre Toten aufgibt und sich weigert, ihre Erschlagenen zu bedecken; aber wir werden seine Seele mit Messen und Gebeten trösten. Wie kamst du hierher, mein armes Kind?«

»Ich folgte ihm in die Schlacht, und er bat mich, bei den Sachen zu bleiben; aber als alles verloren war, lief Guthlac weg, und ich kam hierher, um mit ihm zu sterben, wenn es nötig sein sollte. O mein Vater, wollte Gott, ich wäre für dich gestorben.«

»Vater, guter Vater, was ist das für ein Geschrei?«, sagte eine tiefe Stimme, »ein englischer Junge, der um einen Sire trauert?«

»So auch, mein Herr von Blois. Das arme Kind trauert um seinen Vater.«

»Es gibt jetzt viele Trauernde. William Malet, mit einer Dame, die Harold liebte, und zwei guten Mönchen von Waltham, haben gerade den Körper des geschändeten Usurpators gefunden. Das Gesicht war so verstümmelt, dass kein Mensch ihn erkennen konnte, aber sie erkannte ihn an einem Zeichen auf seinem Körper. So haben sie ihn auf Befehl des Herzogs weggetragen, um ihn an dem Ufer zu begraben, das er so vergeblich zu bewachen suchte.«

»Oh möge ich doch seinen Leichnam nach Hause zu meiner armen Mutter tragen«, stöhnte der Junge.

»Wir werden den Eroberer bitten, deine Bitte zu erfüllen, armer Trauernder«, sagte der mitfühlende Mönch.

»Wilhelm wird sein Gebet nicht verweigern, Vater, wenn dein Vorgesetzter, der Bischof von Coutances, darauf drängt; er ist gerade jetzt allmächtig«, sagte Eustace von Blois. »Der arme Junge soll sich selbst verteidigen. Komm, mein Junge, in den Pavillon; dort sollst du um den armen Segen bitten und ihn erhalten, den du ersehnt.«

Der unglückliche Wilfred - denn unsere Leser haben natürlich den jungen Erben von Aeskendun erkannt - unterdrückte sein Schluchzen, bemühte sich, seine Tränen wegzuwischen, als ob er sie als unmännlich empfände, und folgte seinen Führern, dem Ritter und dem Mönch, in Richtung des herzoglichen Zeltes.

Dort nahm Wilhelm in Begleitung aller seiner höchsten Offiziere - von Odo von Bayeux und Geoffrey von Coutances, von Hugh de Bigod und Robert de Mortain und einigen anderen seiner mächtigsten Adligen - das Abendmahl ein, das von einigen jungen Pagen serviert wurde, die selbst Söhne von Adligen oder Rittern waren und die die Pflichten des Rittertums erlernten, indem sie auf der niedrigsten Stufe anfangen, wenn man die Bedienung des Eroberers so nennen kann.

Als er mit dem Wächter sprach, durfte der gute Kaplan eintreten und dem Bischof leise ins Ohr flüstern.

»Ich kann dir nichts abschlagen nach deinem guten Dienst«, sagte der höfische Prälat. »Du sagst, der arme Junge hat eine Bitte - den Körper seines Vaters - und bittet durch mich - ich werde hinausgehen und mit ihm sprechen.«



»Dein Name, mein Sohn?«, sagte Geoffrey zu Wilfred.

»Wilfred, Sohn des Thane von Aeskendun, in Mercia.«

»Warst du in der Schlacht?«

»Erst als alles vorbei war, oder ich an seiner Seite gestorben wäre.«

»Die Heiligen haben dich für Besseres bewahrt, als in einer Sache zu sterben, die von der Kirche verflucht wurde. Nein, mein Sohn, ich tadle dich nicht, du bist zu jung, um es besser zu wissen.«

Und wahrlich, das Gesicht und das Verhalten des Jungen, gewinnend, wenn auch tränenüberströmt, hätten ein härteres Herz erweichen können, als es unter der Rochade des Bischofs von Coutances schlug, obwohl er ein kriegerischer Prälat war.

Also führte er den Jungen ohne weitere Verzögerung in die Gegenwart des mächtigen Eroberers.

»Wer ist dieser Stripling? Ein englischer Junge, mein Herr von Coutances?«

»Er ist gekommen, um die Erlaubnis zu erbitten, den Leichnam seines Vaters wegzutragen. Beuge dein Knie, mein Junge, und grüße deinen zukünftigen König.«

»Nein, dein jetziges; die Krönung wird nur vollendete Tatsachen besiegeln«, sagte Eustace.

Aber so jung Wilfred auch war, er hatte den Geist seines Vaters in sich und sprach in gebrochenen Sätzen.

»Mein Herr«, sagte er, »ich kann dich nicht als meinen König anerkennen. Mein Vater will nicht, dass ich alles abschwöre, was er mich gelehrt hat, bevor sein Körper noch kalt ist. Ich bitte dich nur als gütigen Feind, der nicht mit den Toten kämpft, mir zu gestatten, ihn von dieser fatalen Stelle zu entfernen - ihn nach Hause zu bringen. Du wirst einem englischen Jungen diese arme Gabe nicht verweigern, mächtiger Herzog, wie du es bist.«

William verstand gut Englisch und war berührt von dem jungenhaften Geist der Ansprache, von der Abwesenheit von Angst.

»Du fürchtest mich also nicht?«, sagte er.

»Er, der um seines Landes willen tot auf dem Feld liegt, lehrte mich, die Angst zu verachten.«

»Du bist wahrlich ein kühner Jüngling, und gäbe es viele wie dich, so wäre England noch schwer zu gewinnen. Ein edler Vater muss einen so tapferen Sohn gezeugt haben.«

Dann wendet er sich an seine Gäste:

»Aber ich hoffe doch«, fügte er hinzu, »die Herzen solcher wie er zu gewinnen. Sie liebten Canute, obwohl er sie besiegte. Bin ich weniger ein Fremder als er? Und kann ich nicht ihre Liebe gewinnen, wie er es tat?«

»Beginne also deine Herrschaft mit einem Akt der Milde, mein königlicher Sohn«, sagte der Bischof.

»Der Junge soll den Schutz haben, den er braucht, und den Beistand unserer Leute, soweit unsere Macht noch reicht.«

Die Tränen stiegen erneut in Wilfreds Augen.

»Ich danke dir, mein Herr Herzog, um meines toten Vaters und meiner lebenden Mutter willen, und will die Heiligen bitten, dir das Blutvergießen dieses Tages zu vergeben.«

Es war ein merkwürdiges Ende seiner Rede, zumal das Blutvergießen angeblich wegen der Heiligen geschah, über deren Gebeine der unglückliche Harold seinen berühmten Eid abgelegt hatte; aber Wilhelm hatte Respekt vor Mut und unverblümter Wahrhaftigkeit und beförderte mehr als einmal Männer zu hohen Ämtern in Kirche oder Staat, die ihm ins Gesicht geschaut hatten.

Er fügte nur hinzu: »Wenn wir uns wiedersehen, mein Sohn, wirst du deinen König vielleicht anders beurteilen.«

Wilfred verließ das herzogliche Zelt; die Autorität des Grafen Eustace beschaffte schnell die Hilfe einiger normannischer Lagerbewohner, und der Leichnam wurde pietätvoll vom Haufen der Erschlagenen entfernt und auf eine Sänfte gelegt. Wilfred schlief im Zelt von Eustace und trat am Morgen mit dem Leichenzug die Heimreise an.

Es ist unnötig, weiter auf die Einzelheiten dieser höchst traurigen Reise einzugehen. Es genügt zu sagen, dass er in der Lage war, die kostbare Last von normannischen auf englische Hände zu übertragen, und dass er in Sicherheit zu Hause ankam, wohin ihm Guthlac vorausgegangen war, mit der Nachricht, dass alle außer ihm selbst umgekommen waren.

So war die Rückkehr Wilfreds wie die eines Toten und eines Lebenden, eines Verlorenen und eines Gefundenen;

und die arme Witwe fühlte, dass sie außer ihrer Tochter Edith noch etwas hatte, wofür sie leben konnte.

Die unmittelbaren Auswirkungen der Eroberung waren in den zentralen Teilen Mercias erst nach einigen Wochen zu spüren, und nichts störte die feierliche Funktion, die in jenen Zeiten bei Beerdigungen üblich war.

Der zweite Morgen nach der Rückkehr Wilfreds wurde für die Beerdigung des verstorbenen Thane festgelegt, und zwar in der Prioratskirche, die sein Vater an der Stelle eines früheren Bauwerks errichtet hatte, das 1006 von den Dänen niedergebrannt worden war.

Für die damalige Zeit war es ein edler Bau, hauptsächlich aus Stein errichtet, der das Holz als Material für Kirchen schnell verdrängte, und dem heiligen Wilfried gewidmet. Das hohe Dach und der lange Chor jenseits des Querschiffs verliehen dem Bauwerk, das außen von den Kreuzgängen des Priorats umgeben war, dessen Mittelpunkt es bildete, Pracht.

Im südlichen Querschiff - denn es war eine kreuzförmige Kirche - befand sich eine Kapelle, die speziell dem heiligen Cuthbert geweiht war, wo die Asche der Vorfahren des verstorbenen Thane in Frieden unter dem Pflaster ruhte. Dort lagen Ella von Aeskendun, die von einem Dänen namens Ragnar ermordet worden war, seine beiden Söhne, Elfric, der jung starb, und Alfred, der das Erbe antrat. Dort, wie in einem Schrein, ruhte der Märtyrer Bertric, der wie der heilige Edmund durch die Pfeile der heidnischen Dänen gestorben war, dort ruhte der einst kriegerische Alfgar, der

Vater unseres Thane, in Frieden, seine Dame Ethelgiva an seiner Seite.

Der Leichnam lag in der großen Halle, wo er soeben seine Gefolgsleute nach der Rückkehr von der Stamford Bridge bewirtet hatte. Sechs große Fackeln brannten um ihn herum, und Wächter waren sowohl bei Tag als auch bei Nacht da.

Dort drängten sich seine Leute, um ein letztes Mal die streng gefassten Züge zu betrachten; dort knieten im Gebet seine untröstliche Witwe, ihr Sohn und ihre Tochter: Sie verließen kaum die geweihten Überreste, bis die Stunde kam, in der unter dem Wehklagen der ganzen Bevölkerung der Leichnam des tapferen Edmund zum Grab in jener Kapelle von St. Cuthbert getragen wurde, wo jene tapferen Vorfahren, deren Geschichte wir in früheren Chroniken erzählt haben, ihn erwarteten - »Erde zu Erde und Staub zu Staub«.

Es war eine rührende Prozession. Der Leichnam wurde von den noch lebenden Hauptmietern getragen und von singenden Mönchen umgeben, deren feierliches »*Domine refugium nostrum*« mit schrecklicher, aber tröstlicher Wirkung auf die Ohren der Menge fiel. Die Schergen und Sklaven, traurig ausgedünnt durch das Schwert, folgten hinter ihrer Herrin und ihren beiden Kindern, Wilfred und Edith.

Sie stellten die Bahre vor den Hochaltar, während das Requiem gesungen wurde, sechs Mönche knieten daneben, drei auf jeder Seite, mit brennenden Fackeln. Dann wurde der Sarg mit geweihtem Wasser besprengt, mit süßem Weihrauch parfümiert und zu seiner letzten Ruhestätte in



der Kapelle von St. Cuthbert getragen, wo sie ihn an die Seite seines Vaters, Alfgar des Dänen, legten.

»*Ego sum resurrectio et vita, dixit Dominus* - ich bin die Auferstehung und das Leben, spricht der Herr.«

## KAPITEL III

**E**s war eine Besonderheit der normannischen Eroberung, dass die Eroberer, obwohl ihre tatsächliche Ungerechtigkeit und Missachtung des moralischen Rechts in den Annalen der Kriegsführung kaum übertroffen werden konnte, danach strebten, jedem Akt der Gewalt und des Unrechts die technische Sanktion des Gesetzes und den Anschein von Gerechtigkeit zu geben.

Dies war leicht zu bewerkstelligen: erstens, indem man annahm, dass Wilhelm der rechtmäßige Nachfolger Eduards des Bekenners war und dass alle, die sich ihm widersetzt hatten, daher in der Position von besiegten Rebellen waren; und zweitens, da der Papst Harold exkommuniziert und die Invasion sanktioniert hatte, indem er alle seine Helfer und Anstifter als Ketzer oder Schismatiker behandelte.

Im Allgemeinen wurden diese harten Doktrinen zu ihren legitimen Konsequenzen getrieben, indem einem unschuldigen Volk grausames Unrecht zugefügt wurde, und die angelsächsischen Thanen und Adligen, die die ersten Jahre der Eroberung überlebten, wurden zur Leibeigenschaft oder zum Betteln verurteilt; aber es gab Ausnahmen. Wilhelm hatte zweifellos die Absicht, zunächst gerecht zu regieren, und strebte danach, die beiden Nationen - die englische und die normannische - zu vereinen; daher befahl er seinen Rittern und Baronen, die nach einem englischen Landgut strebten, die Witwen oder Töchter der enteigneten Thanen zu heiraten und so die gegensätzlichen Interessen